

Werner Wüthrich, "Die sie Bauern nannten"

Verlag Huber Frauenfeld, 2009

Den meisten von uns Heutigen wird es wohl selten bewusst: wenn nicht unsere Grosseltern, so waren fast immer unsere Urgrosseltern und erst recht die Generationen davor Bauern. Wir wurzeln im Bauernstand. Und wir alle tragen mythische Bilder des Schweizer Bauerntums im Hirn und Herzen, kräftig untermalt von der Gotthelf-Verfilmungsindustrie inklusive Schweizer Fernsehen und der strategisch motivierten Verklärungspropaganda der nationalen Volkspartei. Wie wenig diese Bilder mit der heutigen Realität zu tun haben, interessiert uns selten.

Deshalb ist Werner Wüthrichs Buch mit dem Untertitel "Vom Mythos und Überleben unserer Landwirtschaft" notwendig - und unbequem. Es fährt ein, plagt, und verstört zuweilen. Hinter den täglich im Lehnstuhl konsumierten Nachrichten von notwendigen Umstrukturierungen und Anpassungen in der Landwirtschaft, von sinkenden Milchpreisen und den Ermahnungen an die Bauern, 'unternehmerischer', 'kreativer' und 'marktgerechter' zu denken, öffnet sich während der Lektüre auf einmal ein riesiges Feld. Es steckt voller Fragen, und an seinem unteren, vom Nebel verhüllten Rand droht vielleicht ein Abgrund. Nicht nur der einzelne Bauer, konfrontiert und überrannt von den globalen Entwicklungen, kann in seine Tiefe stürzen, sondern das ökonomische und ökologische Gleichgewicht auf unserem Planeten. Also wir alle. Solche Erkenntnis rüttelt auf, bequeme Antworten gibt es keine.

Wüthrichs fiktive Erzählungen einzelner Bauernleben sind weit mehr als die Geschichten des Res Imhoof, des Kaspar Wirtz, Hans Lukas Leibundgut, und des namenlosen Unternehmers/Bauern. Aber sie sind zunächst das, eindringlich erzählte Momentaufnahmen von Einzelschicksalen. Meist geht es um Wendepunkte im Lebenslauf, selbstgewählte oder von den Umständen erzwungene, oder beides. Der eine beendet die langjährige Karriere als Gemeindepräsident und hat zeitgleich den Hof dem Sohn überlassen. Ein anderer entschliesst sich zur Aufgabe des gut geführten Hofes, weil keines der Kinder den Betrieb weiterführen will und er noch etwas vom Leben haben möchte. Ein dritter resigniert wegen den europapolitisch geprägten und immer schwierigeren Produktionsbedingungen und flieht vor der näherrückenden Stadt in eine späte Ehe. Einige Lebensgeschichten ändern fatal. Im Suizid die eine, in einer Art psychischer Vernichtung durch den Sohn, welcher andeutungsweise bald das Sterben folgen wird, eine nächste. Bevor es soweit ist, führt uns der Autor in langsamen, von Wiederholungen strukturierten Gängen durch die Lebensgeschichte, Erinnerungen, Gefühle und Gedanken der jeweiligen Hauptfigur. Dabei tun sich auch Blicke auf die grosse Weltgeschichte auf - auf die Geburtsstunde der Russischen Revolution im bernischen Zimmerwald. Wir erleben hautnah eine bäuerliche Versteigerung des gesamten Viehs und der Fahrhabe eines Bauernguts mit, oder erfahren, was es mit Bauernhochzeiten im Freiburgischen auf sich hatte.

Die für mich eindrücklichste Erzählung heisst "Viererfeld". In ihrem Zentrum liegt ein riesiges leergeräumtes Feld im Mittelland; ein traktorgezogener Pflug zieht tiefe Furchen durch die Krume. Das flache Stück Land gerinnt zum eindringlichen Bild einer unheilvollen Entwicklung, zur Vision einer Welt nach den Bauern, ohne bäuerliche Kultur, ohne Landwirtschaft, in welcher Technik, Motoren, Markt, Konsum, Betonkultur und urbanes Wachstum den letzten Rest von Natur und Landschaft getilgt haben. Auf dem Feld der namenlose, zum Unternehmer gewordene Bauer, der mit dem Traktor vorwärts fährt aber dabei ausschliesslich rückwärts blickt. Reihe um Reihe um Reihe reisst er mit dem Pflug den Boden auf, zwischen zwei Welten, dem Gepflügten und dem Ungepflügten, dem Gestern und dem Morgen. Eine Momentaufnahme, die in ihrer starken Bildhaftigkeit der zeitweiligen

Wortlosigkeit des am Feldrande beobachtenden Journalisten entgegen hält. Im Journalisten begegnen wir auch dem Autor, ähnlich sind beider Biografien, vergleichbar ihre lebenslange Beschäftigung mit denen, die noch immer Bauern genannt werden, und ihr Drang, "das schrittweise und allmähliche Verschwinden der bäuerlichen Kultur" zu benennen.

Werner Wüthrich gelingt das mit einer Sprache, die im besten Sinne bäuerlich ist: unaufgeregt und repetitiv wie das Kommen und Gehen der Jahreszeiten kommt sie ohne kurzlebige Modernismen oder hastige Syntax aus. Manchmal fällt sie etwas umständlich und schwer wie fruchtbare Erde aus der Hand, und hie und da schaut sie sich um und fragt: Es ist doch so, oder? Auf diese Weise behält die Hoffnung einen Platz in dem tiefgründigen Buch.